

# „Der Mann muss hinaus in's feindliche Leben ...“

## Aspekte der Männerbildung vom 19. zum frühen 20. Jahrhundert

Jürgen Reulecke

Wer sich auf Spurensuche danach begibt, was unter „Männerbildung“ im bürgerlichen Zeitalter des 19. und dann in den Kriegs- und Zwischenkriegsjahren des 20. Jahrhunderts zu verstehen ist, muss mit der Frage nach dem vorherrschenden „Männerbild“ beginnen. Schon ein erster Blick in die Forschungsliteratur zeigt, dass sich in den Jahren um 1800 in dieser Hinsicht ein erheblicher Wandel vollzogen hat: Hier liegen die Anfänge jener Vorstellung von einer psychischen und moralischen, schließlich auch biologischen „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ (Karin Hausen 1976), die in der Folgezeit präzisiert und dann bis noch weit in die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg dominant waren – angefangen beim Ehe-, Familien-, Besitz- und Erbrecht über die Erziehungs-, Schul-, Bildungs- und Berufsverhältnisse bis hin zu den alltäglichen Normen des Umgangs zwischen Männern und Frauen, z.B. den Höflichkeitsregeln, den Tischsitten, den Bekleidungs Vorschriften usw.

Nur eine exemplarische Facette vorweg: An der Schwelle zu dieser „neuen“ Zeit, in der sich so etwas wie die „Konstruktion der modernen Männlichkeit“ (George Mosse 1997) vollzog, stand ein in seiner normenvermittelnden Wirkung nicht hoch genug einzuschätzendes Gedicht, nämlich Friedrich Schillers „Lied von der Glocke“, entstanden im Jahre 1799. Dem Mann, der hinaus muss in's feindliche Leben, der „wirken und streben und pflanzen und schaffen, erlisten, erraffen und wetten und wagen“ muss, um „das Glück zu erjagen“, stellte Schiller die „drinnen“ waltende, züchtige Hausfrau, d.h. die im häuslichen Kreise weise ordnende und sich regende Mutter der Kinder als Gegentypus in einer in zwei Sphären getrennten bürgerlichen Lebenswelt gegenüber. Tausende und Abertausende von Schülern haben bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts dieses Gedicht mit seinen vielen geflügelten Worten lesen, interpretieren und oft auch auswendig lernen müssen – dies voller Hochachtung vor diesem Gemälde angeblich naturgewollter Rollendifferenz zwischen Mann und Frau. Beiläufig sei erwähnt, dass nach der Erstveröffentlichung der „Glocke“ selbstbewusste Zeitgenossinnen alles andere taten, als den Text ergriffen zu bewundern, sondern – so vermerkte z.B. Caroline Schlegel – „fast von den Stühlen gefallen (sind) vor Lachen.“ Doch der Auf- und Ausbau jener Lehre von der Polarität der Geschlechtscharaktere ließ sich in den folgenden Jahrzehnten nicht mehr aufhalten. Zur Ausbreitung dieser Lehre gehörte das in mehreren Etappen ausdifferenzierte Idealbild vom Mann als einem in der Öffentlichkeit kraftvoll und weitgehend emotionslos agierenden Bürger und im Ernstfall gegen Feinde aller Art zu kämpfen fähigen Helden – ausgestattet mit einer speziellen Männerehre, für die er u.U. im Duell einzustehen hatte, die vor allem aber von ihm die Bereitschaft verlangte, sich jederzeit, wenn die Nation bedroht war, auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Dieses Idealbild, ansatzweise schon entstanden in den Kriegen gegen Napoleon, wurde – je mehr das Jahrhundert voranschritt, vor allem dann nach der Reichsgründung 1870/71 – immer umfassender und fordernder als Bildungsziel für den männlichen Nachwuchs ausgestaltet. Wilhelm II., der zu einer Generation gehörte, der man eine ganz besondere Bereitschaft zu Aggressivität in Form männlicher „Panzerung“ und Angriffsbereitschaft zugeschrieben hat (Martin Doerry 1986),

wünschte sich z.B. in einer Rede vor Pädagogen 1890 als Ergebnis des gesamten Knabenschulunterrichts nicht „Stubenhocker oder kleine Büchergelehrte“, sondern „schlanke, gesunde, sportlich durchtrainierte, militärisch geschulte und wohl disziplinierte junge Menschen“ (Klaus Schmitz 1997), die dem Kaiser bedingungslos treu ergeben waren. Treue und Ehre waren in diesem Zusammenhang Chiffren für eine mentale Grundsubstanz, zu der dann all die übrigen für den Kampferfolg wichtigen männlichen Tugenden und Charaktereigenschaften hinzukommen hatten. Geistige Fähigkeiten wurden dabei zunehmend als zweitrangig angesehen: Die im späteren „Dritten Reich“ von den Bildhauern Arno Breker und Joseph Thorak geschaffenen Männerskulpturen – kleines Gehirn, gewaltige muskulöse Körper – symbolisierten den angestrebten Typus, den man zugespitzt in dieser Form nur noch als „Kampfmaschine“ bezeichnen kann.

Wie intensiv und wirksam ein auf die Formung eines solchen Typus angelegtes Erziehungsprogramm umgesetzt worden ist und wie sehr männerbündische Institutionen aller Art – von den Veteranen- und Schützenvereinen, den Gesangsvereinen, den Kadettenanstalten und studentischen schlagenden Verbindungen über die Sportvereine bis hin zu den Gruppen des Jungdeutschlandbundes, der Pfadfinder und Wandervögel – schon in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg an diesem Programm der Erziehung des jungen Mannes zu Willensstärke, Selbstkontrolle, Abhärtung, Kampf- und Opferbereitschaft beteiligt waren, ist inzwischen gut untersucht worden (s. z.B. Thomas Kühne 1996). Mit dem Begriff „Männerbund“ ist zugleich aber ein Kernkonzept angesprochen, mit dem zwar ein Phänomen benannt wird, das offenbar weltweit und durch alle Zeiten hindurch nachweisbar ist, aber – beginnend im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg nach der Veröffentlichung des Buches von Heinrich Schurtz „Altersklassen und Männerbünde“ (1902) und besonders nach dem verlorenen Kriege – eine spezifisch deutsche theoretische Begründung mit immensen konkreten Auswirkungen erfuhr. Die rückblickend idealisierte Schützengrabengemeinschaft, die Freikorps, die Soldatenverbände und militanten Männerorden sowie die Gruppen der Bündischen Jugend, schließlich die radikal männlichen Formationen von SA, SS und Gestapo sind Beispiele, die zeigen, in welcher vielfältigen Weise junge Männer seit dem Kriege in männerbündischen Gruppierungen eine emotionale Heimat finden und mit entsprechenden Denkweisen, Stilformen, Ritualen und Symbolen in Berührung kommen konnten. In ihren Kampfformationen folgten die Nationalsozialisten dann jener ihnen von linientreuen Pädagogen und Philosophen wie z.B. Alfred Baeumler eingeredeten Empfehlung, den von „heroischem Enthusiasmus“ durchdrungenen Männerbund zum zentralen Strukturprinzip des NS-Staates zu machen, da nur der Kampf den „lebenspendenden Funken“ liefere, ein nicht mehr zum Kampf fähiges Volk aber zum Untergang verurteilt sei. Die in diesen Verbänden praktizierte Männerbildung lief im Extremfall also auf ein sich selbst hemmungslos aufopferndes Verhalten hinaus, das in einem NS-Gedicht folgendermaßen auf den Punkt gebracht worden ist: „Treue fragt nicht nach Gewinn, Treue währt von Anbeginn bis zum bitteren letzten End, willig, dass sie sich verschwend“ – erst vor Stalingrad sollten viele der mit Sprüchen wie diesen aufgewachsenen jungen Männer den Wahwitz einer solchen (selbst)mörderischen Ideologie hautnah erfahren.

Dr. Jürgen Reulecke ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität/Gesamthochschule Siegen.